



»Einsatz für andere«

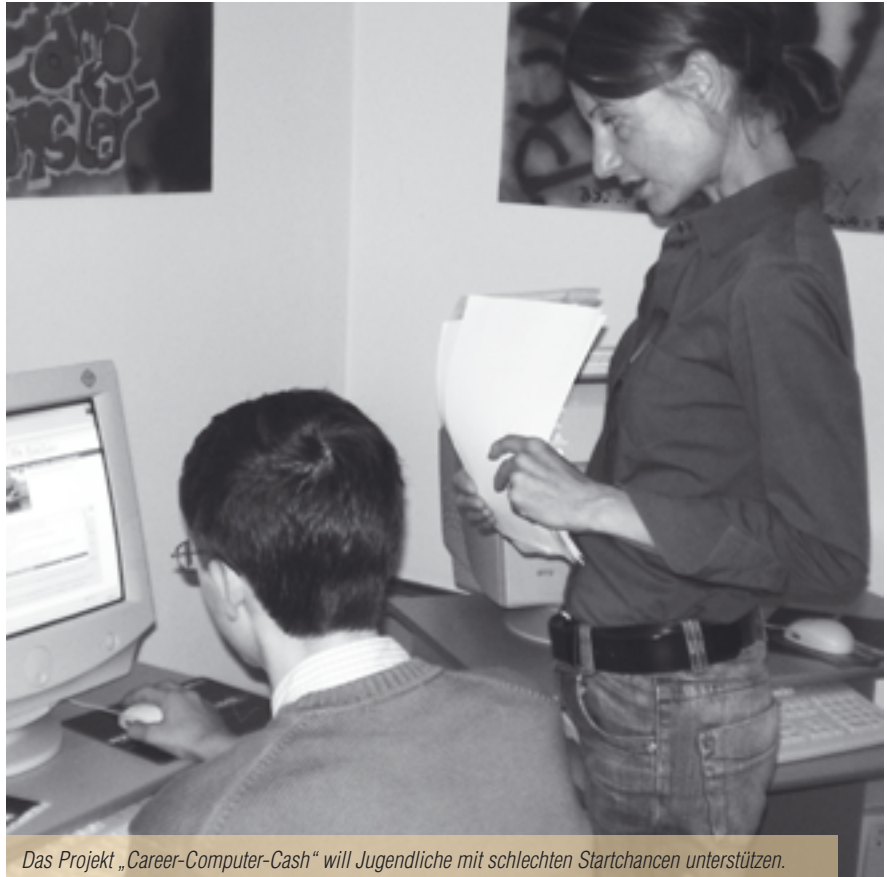
Die zahlreichen kirchlichen und diakonischen Einrichtungen landauf landab sind Anlaufstellen für Menschen mit ganz unterschiedlichen Schwierigkeiten. Die Mitarbeiter dort engagieren sich für Schwache, Arbeitslose, Arme, Behinderte, Kinder oder Jugendliche und sorgen so dafür, dass diese wieder eine Chance bekommen, an der Gesellschaft teilzuhaben. Unterstützt werden sie dabei von vielen, vielen Ehrenamtlichen.

Starthilfe für Jugendliche und junge Erwachsene

Den Hauptschulabschluss hat Marcel (Name geändert) gerade so geschafft und obwohl er zahlreiche Bewerbungen geschrieben hat, steht der 17-Jährige noch immer **ohne Ausbildungsplatz** da – und ohne Geld. Rund 2.000 Euro Schulden hat Marcel im letzten Jahr gemacht, hat sich teure Markenklamotten gekauft und außerdem viel telefoniert und teure SMS-Dienste genutzt. Die Perspektiven des Jugendlichen? Die sehen bei der aktuellen Lage auf dem Ausbildungs- und Arbeitsmarkt nicht besonders rosig aus. An Jugendliche und junge Erwachsene wie Marcel richtet sich das vom Europäischen Sozialfond und dem Land Baden-Württemberg geförderte Netzwerkprojekt „Career - Computer - Cash“ (CCC), des Kreisdiakonieverbands Esslingen, des Evangelischen Diakonieverbands Ulm/Alb-Donau und der Kreisdiakoniestelle Öhringen.

„Dabei versuchen wir, berufliche Integration, den Umgang mit Geld und die Nutzung neuer Medien miteinander zu verknüpfen“, erklärt Udo Zellmer, der Leiter der Diakonischen Bezirksstelle in Ulm. An allen drei Standorten setzen die Mitarbeiter unterschiedliche Schwerpunkte, das Ziel aber ist das gleiche: „Jugendliche mit schlechten Startchancen sollen gezielt gefördert und unterstützt werden“, sagt Zellmer. Und Andrea Britsch von der Kreisdiakoniestelle Öhringen ergänzt, zwar gebe es zahlreiche Unterstützungsangebote für junge Menschen, „die Verknüpfung dieser drei Dinge aber ist einmalig.“ Genau diese Verknüpfung aber hält die CCC-Mitarbeiterin für sinnvoll: Zwölf Prozent der 13- bis 24-Jährigen sind verschuldet, im Durchschnitt mit rund 1.800 Euro, den PC nutzen die meisten nur für Computer-Spiele, „beides verringert natürlich die Chancen auf einen Ausbildungsplatz“. Hinzu kommt eine unzureichende Orientierung über die eigenen beruflichen Wünsche und Möglichkeiten.

Die CCC-Mitarbeiter setzen auf individuelle Betreuung und Begleitung, erklärt Britsch und erzählt von der jungen Frau, die mit über 60.000 Euro verschuldet war, und von dem Jugendlichen, der nach dem Hauptschulabschluss „völlig planlos“ gewesen sei. Die Mitarbeiter unterstützen beim Schuldenabbau, stellen gemeinsam mit den Betroffenen einen Haushaltsplan auf oder verweisen an die Schuldnerberatung. Sie üben mit ihren Klienten, Bewerbungen zu schreiben, suchen gemeinsam mit ihnen nach Ausbildungsplätzen und machen sie in Fortbildungen fit im Umgang mit dem Computer. Mit Erfolg, sagt Britsch. „Stolz“ sei sie zum Beispiel auf die junge Aussiedlerin, die sie eineinhalb Jahre beraten habe und die jetzt einen Ausbildungsplatz bekommen hat, „nach einem eintägigen Praktikum im Betrieb“.



Das Projekt „Career-Computer-Cash“ will Jugendliche mit schlechten Startchancen unterstützen.

Die **Prävention** ist neben der intensiven Einzelfallbetreuung auch ein wichtiger Schwerpunkt des Projekts: Deshalb steht Silke Jähner schon frühmorgens vor einer Hauptschulklasse in Nürtingen. Ihr Thema: Schuldenfalle Handy. Eine ganze Schulstunde lang erklärt sie den Schülern, warum manche ihrer Altersgenossen schon ziemlich hoch verschuldet sind. „Kennt ihr denn jemanden, der wegen seines Handys verschuldet ist?“, fragt sie in die Runde. Einige Schüler heben die Hand. Und erzählen dann von Klassenkameraden oder Freunden, die sich Klingeltöne aufs Handy geladen haben, sich von vermeintlich günstigen oder kostenlosen Angeboten täuschen ließen oder teure SMS verschickten, weil sie das Kleingedruckte im Handyvertrag nicht richtig gelesen haben. Deshalb erklärt die Mitarbeiterin

des Esslinger CCC-Projekts den Achtklässlern, worauf sie beim Abschließen von Verträgen oder bei SMS-Abonnements achten müssen. „Im Jahr 2004 haben die Deutschen 183 Millionen Euro für Klingeltöne ausgegeben“, sagt Jähner. „Wow“, sagt einer der Schüler, die anderen nicken zustimmend. Es sei „sehr interessant“, sagt am Ende der Stunde eines der Mädchen. Zwar habe sie selbst noch keine Schulden gemacht, „aber ich kenne andere“. Der Vortrag von Jähner habe ihr jetzt gezeigt, „wie ich mich gegen die Abzocke vieler Anbieter schützen kann“.

Problematisch ist nach Erfahrung der CCC-Mitarbeiter auch, dass viele Schüler nur wenige Vorstellungen davon haben, was sie nach der Schule machen möchten. Deshalb bietet CCC auch Angebote zur Berufsorientierung. Thea Rau zum Beispiel informiert die achte

Klasse einer Ulmer Realschule über Ausbildungsmöglichkeiten. Unterstützt wird die CCC-Mitarbeiterin dabei von ehrenamtlichen Senioren wie Hans Pieper, der den Schülern erzählt, welche Erfahrung er selbst mit potenziellen Azubis gemacht hat, und ihnen Tipps fürs Bewerbungsgespräch gibt. Drei Jungen sitzen bei Pieper am Tisch und lauschen aufmerksam. „Warum sollte der Betrieb gerade euch beschäftigen?“, fragt Pieper in die Runde. Die Jungs zucken mit den Schultern. „Diese Frage kommt in jedem Bewerbungsgespräch, da müsst ihr euch drauf vorbereiten“, erklärt der Pensionär und spielt dann zusammen mit den Jugendlichen mögliche Antworten durch.

„Viele Jugendliche brauchen **Hilfe bei der Berufswahl**“, weiß Rau. Manche hätten zwar eine ungefähre Vorstellung, was sie später einmal machen möchten, „teilweise sind die aber auch ziemlich unrealistisch“. Es sei eben schwierig, einen Ausbildungsplatz zu bekommen, sagt der 14-jährige Felix. Was er selbst nach der Realschule machen möchte, weiß er noch nicht. „Gut, dass wir hier einen Überblick bekommen haben.“ Hans Pieper nickt und ergänzt, er sei froh, dass er sein Wissen weitergeben und auf diese Weise junge Menschen unterstützen könne.

Ein Führerschein für Ehrenamtliche. Für ehrenamtliche Mitarbeiter wie Hans Pieper hat die Diakonische Bezirksstelle in Ulm den „Sozialführerschein“ entwickelt, ein Qualifizierungsangebot für Ehrenamtliche, bei dem Diakonie, Caritas und Bahnhofsmission zusammenarbeiten und das aus Eigenmitteln und mithilfe von Sponsoring finanziert wird. Beim Sozialführerschein erhalten die Teilnehmerinnen und Teilnehmer in verschiedenen Kursen Informationen über die Möglichkeiten, sich ehrenamtlich zu engagieren, lernen etwas über die rechtlichen Rahmenbedingungen und bekommen auch praktische Hilfestellungen.

Im Gespräch mit Udo Zellmer

»Wertorientierung als Wettbewerbsvorteil«



Zurückgehende finanzielle Mittel, aber auch die demografische Entwicklung und die Folgen der Globalisierung stellen die Diakonie und ihre Einrichtungen vor neue Herausforderungen. Udo Zellmer, der Leiter der Diakonischen Bezirksstelle Ulm, ist überzeugt, dass die diakonischen Angebote auch in Zukunft konkurrenzfähig sein werden.

Welches sind aktuell die drängendsten Aufgaben, denen sich die Diakonie mit ihren Einrichtungen und Angeboten stellen muss? Der demografische Wandel und seine Folgen ist meiner Meinung nach das Thema, das unsere Arbeit schon jetzt prägt und künftig noch stärker prägen wird.

Wenn das Durchschnittsalter der Bevölkerung steigt – was bedeutet das für Ihre Angebote? Wir müssen uns stärker als bisher mit Fragen des Alters auseinandersetzen. Dabei geht es nicht nur um das Thema Pflege, sondern auch darum, wie Menschen ihr eigenes Alter – auch mit unserer Unterstützung – aktiv gestalten können. Auch über die zunehmende Zahl von Menschen mit einer Demenzerkrankung müssen wir uns Gedanken machen.

Was tut die Diakonie in diesem Bereich schon jetzt? Wir sind auf einem guten Weg. Einerseits haben wir sehr gut qualifizierte Pflegedienste, die praktische Hilfe mit der evangelischen Wertorientierung verknüpfen. Das ist bei vielen unserer Kunden gefragt. Und mit unserem Ulmer Projekt für Menschen mit Demenzerkrankungen und ihre Angehörigen ist es uns gelungen, sehr viel Aufmerksamkeit auf dieses Thema zu lenken.

Die Kirchensteuermittel und damit auch die Mittel für die Diakonie werden künftig weiter zurückgehen und auch der Staat zieht sich in vielen Bereichen aus der Finanzierung zurück. Wie können Sie Ihr Angebot weiterhin aufrechterhalten? Wir müssen neue Finanzierungsmöglichkeiten finden, zum Beispiel Fundraising oder Sponsoring. Das setzt voraus, dass es uns gelingt, wichtige Themen in der Öffentlichkeit zu platzieren. Aber auch Strukturförderprogramme bieten neue Möglichkeiten. Für wesentlich halte ich außerdem eine stärkere Verankerung der Diakonie in der Kirche und den Kirchengemeinden. Auf deren Unterstützung sind wir in unserer Arbeit angewiesen.

Strukturförderprogramme, zum Beispiel vom Europäischen Sozialfonds, sind immer zeitlich begrenzt – ist da eine nachhaltige Arbeit noch möglich? Wir müssen uns sicherlich überlegen, wie wir solche Projekte weiterführen können, wenn die Förderung ausläuft. Aber die Möglichkeit, über einen bestimmten Zeitraum finanzielle Mittel für ein spezifisches Projekt zu bekommen, bietet auch Chancen: So können wir an aktuellen Themen arbeiten. Allerdings bedeutet der Ausbau solcher Projekte

auch, dass viele unserer Mitarbeiter nur über eine bestimmte Zeit hinweg bei uns beschäftigt sind und sich deshalb dem Träger Diakonie nicht mehr so verbunden fühlen.

Auf dem Markt konkurrieren Sie immer stärker auch mit privaten Anbietern: Sind Sie mit Ihren Angeboten konkurrenzfähig?

Einerseits haben wir natürlich aufgrund unserer Tarifbindung einen Nachteil gegenüber privaten Anbietern, die ihre Leistungen deshalb kostengünstiger anbieten können. Andererseits bin ich überzeugt davon, dass viele Menschen auch bereit sind, Qualität angemessen zu bezahlen. Die Wertorientierung, die diakonische Einrichtungen bieten, ist unseren Kunden sehr wichtig, das ist unser Wettbewerbsvorteil.

Sind künftig Kooperationen mit anderen Trägern vorstellbar, um so Ressourcen zu sparen?

Sicherlich, Kooperationen sind quer durch die Trägerlandschaft denkbar. In Ulm arbeiten wir im Suchtbereich bereits mit der Caritas zusammen und nutzen Synergien bei Verwaltung und Personal. Künftig müssen auch die Kooperationen zwischen Einrichtungsdiakonie und Kirchendiakonie noch ausgebaut werden.

Wenn die Mittel zurückgehen, wird immer auch der Ruf nach dem verstärkten Einsatz von Ehrenamtlichen laut – was können Ehrenamtliche künftig in den diakonischen Einrichtungen leisten?

Der Einsatz von Ehrenamtlichen bietet Chancen, aber er hat auch Grenzen. Ehrenamtliche können hauptamtliche Kräfte nicht ersetzen, sonst bekommen wir einen Qualitätsverlust. Künftig müssen wir noch mehr darauf achten, dass wir unsere Ehrenamtlichen begleiten und betreuen. Ein Ehrenamt muss eine Win-win-Situation sein, von der die Mitarbeiter und die Einrichtungen gleichermaßen profitieren.

Die Schere zwischen Arm und Reich wird auch in Deutschland wohl weiter aufgehen. Was bedeutet das für die diakonischen Träger? Unser Anspruch ist es, vorrangig für Menschen am Rand der Gesellschaft da zu sein. Und für diese Menschen haben wir schon jetzt ein breites Hilfeangebot und leisten Lobbyarbeit auf politischer Ebene.

Werden die Stimmen von Kirche und Diakonie in der Politik denn weiterhin Gehör finden? Wir haben eine starke Stimme und deshalb werden wir auch weiterhin gehört werden. Wir müssen genau hinschauen, wo es Probleme gibt, und die politisch Verantwortlichen darauf immer wieder hinweisen.

Europa wächst immer stärker zusammen. Mit welchen Folgen für diakonische Einrichtungen? Wir müssen lernen, in größeren Räumen zu denken. Schon jetzt profitieren wir von der europäisch angelegten Strukturförderung und es gibt schon diakonische Träger, die ihre Arbeit im Ausland anbieten. Eine Gefahr sehe ich darin, dass die Finanzierungs- und Förderzusammenhänge in den unterschiedlichen Ländern noch immer sehr verschieden sind.

Deswegen bin ich froh, dass die europäische Dienstleistungsrichtlinie einen Angebotsschutz für inländische diakonische Einrichtungen vorsieht. Das Gefälle zwischen den einzelnen europäischen Ländern lässt sich eben nicht sofort egalisieren.

Baden-Württemberg und Deutschland im Jahr 2050: Wo sehen Sie die Diakonie und ihre Angebote? In einer durch die Globalisierung immer komplexer werdenden Welt werden sich die Menschen womöglich wieder kleinräumiger orientieren und froh sein, wenn sie in ihrer Umgebung qualitativ hochwertige Angebote vorfinden. Dass die Diakonie diese in Zukunft bieten kann, davon bin ich überzeugt.

Außerdem können sie in einer Einrichtung von Diakonie, Caritas oder Bahnhofsmission in einem Praktikum „Ehrenamt live“ erleben. Die Kooperation der drei Einrichtungen, ist Projektmitarbeiterin Elke Toth überzeugt, zahle sich aus, „so können wir ganz unterschiedliche Angebote vorstellen“.



Dank Sozialführerschein fit fürs Ehrenamt: Gerhard Zachmann arbeitet ehrenamtlich bei der Diakonie, Projektmitarbeiterin Elke Toth steht ihm mit Rat und Tat zur Seite.

Das rund 25-stündige kostenlose Kursangebot richtet sich sowohl an Menschen, die auf der Suche nach einer ehrenamtlichen Aufgabe seien, als auch an die, die bereits ein Ehrenamt ausübten und sich weiterqualifizieren wollten. Über 60 Ulmer haben an den Kursen bereits teilgenommen, inzwischen gibt es das Angebot auch in Ellwangen, Aalen und Schwäbisch Gmünd. Einer der Teilnehmer in Ulm war Gerhard Zachmann, der nach seiner Pensionierung auf der Suche nach einem Ehrenamt war, „das zu mir passt“. Durch den Sozialführerschein habe er die ganze Bandbreite kennengelernt, jetzt arbeitet er als „Ehrenamtlicher Familienbetreuer“ und hilft unter anderem benachteiligten Jugendlichen bei den Hausaufgaben. Eine Arbeit, die ihm großen Spaß macht, „auch wenn sie oft schwierig ist“. In den Kursen aber habe er gelernt, wie er auch mit komplizierten Situationen zurecht kommen könne. Durch den Sozialführerschein habe er sich intensiv mit dem Ehrenamt

auseinandergesetzt. „Deshalb ich jetzt das Gefühl, dass ich meine Arbeit besser ausüben kann“, meint der 66-Jährige.

Rund 80 Prozent der Teilnehmer, sagt Toth, übernehmen nach dem Kurs tatsächlich ein Ehrenamt. „Es ist aber auch ein Erfolg, wenn jemand merkt, dass diese Art der Arbeit nichts für ihn ist“, versichert sie. Ähnliche Erfahrungen hat auch Sylvia Caspari gemacht, die das Projekt in Ellwangen, Aalen und Schwäbisch Gmünd mit betreut. Für aktive und potenzielle Ehrenamtliche sei der Sozialführerschein außerdem ein Zeichen der Wertschätzung, „sie werden bei uns begleitet und beraten, wir zeigen ihnen so, dass sie uns wichtig sind“, erzählt die Fachbereichsleiterin. Dem Sozialführerschein gelinge es zudem, auch Menschen für ein Ehrenamt bei Caritas, Diakonie oder Bahnmissionsmission zu gewinnen, „die sonst eigentlich nicht kirchlich engagiert sind“. Die Zusammensetzung der Kurse, bestätigt auch Toth, sei immer ganz unterschiedlich: „Zu uns kommen Senioren, Hausfrauen, Berufstätige, aber auch Studenten.“

Gerhard Zachmann würde die Teilnahme am Sozialführerschein auf jeden Fall weiterempfehlen. Aus ganz verschiedenen Gründen: Zum einen habe er viele wichtige Anstöße bekommen, zum anderen „hat es gut getan, in einer Gruppe von Gleichgesinnten zu sein“.

Informationen im Internet

Projekt Career-Computer-Cash:
www.ccc-projekt.de

Sozialführerschein: www.sozialfuehrerschein.de

Oberkirchenrat Helmut Beck, Vorstandsvorsitzender des Diakonischen Werks Württemberg

»Diakonie – zeichenhaftes Handeln der Kirche in der Gesellschaft«

„Diakonische Arbeit ist zeichenhaftes Handeln der Kirche in der Gesellschaft. Diakonie ist kein Spezialprogramm, sie gehört zum inneren Herzschlag der Kirche.“ Dies betonte Landesbischof Frank Otfried July letztes Jahr in einer Predigt zur Woche der Diakonie. Er hat damit die enge Verbundenheit von Kirche und Diakonie hervorgehoben. Die Diakonie reagiert auf gesellschaftliche Herausforderungen auch exemplarisch für die Kirche. Drei zentrale Herausforderungen seien genannt: Die Zahl der Armen nimmt zu; unsere Gesellschaft wird immer älter; Kinder und Jugendliche brauchen neue Fördermöglichkeiten. Alle drei Herausforderungen bündeln sich in der Gemeinde. Deshalb sind diese Themen nur in enger Verbundenheit von Kirchengemeinde und Diakonie zu lösen.

Diakonische Bezirksstellen repräsentieren diese Verbindung von Kirche und Diakonie. Sie sind Anlaufstelle für Menschen in seelischer und materieller Not. Sie unterstützen Kirchengemeinden bei ihrem diakonischen Auftrag. Ein ganzes Bündel gemeindenaher Aktivitäten und Projekte wird derzeit umgesetzt: Gemeinsam mit Gemeinden richten sie Tafelläden für Arme ein. Sie entwickeln Projekte zur Schuldenprävention für Kinder und Jugendliche etc.

Seit über sechzig Jahren sind Diakonische Bezirksstellen für Menschen in Not und schwierigen Lebenslagen da. Aus den ehemaligen Hilfswerksstellen haben sich professionelle Familien-, Sozial- und Lebensberatungsstellen herausgebildet, oftmals ergänzt durch Beratungsangebote für Schwangere, Suchtkranke oder Überschuldete. Bedingt durch die kirchliche Trägerschaft stehen die Mitarbeitenden der Diakonie in enger Beziehung zu den Kirchengemeinden. Ohne das freiwillige Engagement von Ehrenamtlichen aus Gemeinden sind viele gemeindenahere Projekte der Diakonie undenkbar. Die Diakoniebeauftragten in den Kirchengemeinden sind das Bindeglied zwischen christlich motiviertem Hilfeverständnis in den Gemeinden und der fachlichen Hilfe der Diakonie. Zusammen mit den Diakoniepfarrrinnen und -pfarrern haben die Diakonischen

Bezirksstellen in den letzten Jahren den Blick in den Gemeinden auf strukturelle und politische Zusammenhänge von Notlagen geschärft.

Wichtig ist, dass die Angebote der diakonischen Dienste planvoll aufeinander bezogen werden. Der **Zusammenschluss der Diakonischen Bezirksstellen auf Landkreisebene** in Kreisdiakonieverbände war ein wichtiger Schritt. Dadurch wird die Arbeit der Fach- und Beratungsdienste der Bezirksstellen auf Landkreisebene abgestimmt. Doch dies reicht nicht aus. Neben den Diakonischen Bezirksstellen gibt es noch viele andere diakonische Angebote, wie Diakoniestationen, Pflegeheime, Einrichtungen für behinderte Menschen, Heime und Tagesstätten für Kinder und Jugendliche, Angebote für Wohnungslose und Arbeitslose etc. Sie sind organisatorisch oft wenig mit der Kirchengemeinde verbunden. Aber sie sind Teil der Gemeinde und stehen in vielfältigen Beziehungen zu den Gemeinden.

Bedarfsorientierte Hilfen können nur im koordinierten Miteinander weiterentwickelt werden. Gesetzliche Änderungen der letzten Jahre zwingen zusätzlich zur Zusammenarbeit. So wurde durch die Verwaltungsreform die Verantwortung für Ausgestaltung und Finanzierung der Behinderten- und Wohnungslosenhilfe auf

Landkreisebene delegiert. Zuvor lag diese in der Kompetenz der Landesebene. Es ist deshalb notwendig, dass sich die Diakonie der freien Werke und die Diakonie in kirchlicher Trägerschaft miteinander vernetzen. Die Förderung von trägerübergreifenden Zusammenschlüssen auf Stadt- und Landkreisebene ist deshalb ein Schwerpunkt der Diakonie in den nächsten Jahren. Die Kirchenbezirke und ihre Kreisdiakonieverbände spielen hierbei eine zentrale Rolle.

Der Ratsvorsitzende der Evangelischen Kirche in Deutschland, Wolfgang Huber, bezeichnet den Ausbau der Diakonie als einen der größten Aktivposten der Kirche. „Aber zu wünschen ist, dass in der Diakonie deutlicher zum Leuchten kommt, inwiefern sie eine Ausdrucksform des Glaubens und nicht nur ein Beitrag zum Funktionieren des Sozial- und Wohlfahrtsstaats ist. Zu wünschen ist, dass der Zusammenhang zwischen Diakonie und Seelsorge deutlicher spürbar wird.“ **Der seelsorgerliche Auftrag** war und ist das besondere Profil der Diakonie. Die Landesgeschäftsstelle des Diakonischen Werks führt deshalb dazu spezielle Projekte durch.

Zwei Beispiele: Durch die Veränderungen in der Behindertenhilfe leben immer mehr Menschen mit Behinderungen mitten in der Gemeinde. Durch das Projekt „Christliche Spiritualität gemeinsam leben und feiern“ werden Begegnungen zwischen Menschen mit und ohne Behinderungen angeregt und Material für die Gestaltung von gemeinsamen Gottesdiensten, Festen und Freizeiten zur Verfügung gestellt. Ein zweites Projekt unter dem Titel „Alter und ältere Menschen in den Kirchengemeinden“ hat die Weiterentwicklung der Altenpflegeheimseelsorge zum Ziel. Der Brückenschlag zwischen Einrichtungen und Kirchengemeinden ist das Anliegen beider Projekte. Hier kommt zur Geltung, dass Diakonie eine Ausdrucksform des Glaubens ist. Dies ist nur zu verwirklichen, wenn Gemeinde und Diakonie eng aufeinander bezogen sind.

„Werke der Barmherzigkeit“ als Aufgabe der Kirche

Nächstenliebe und Barmherzigkeit, aber auch Ungerechtigkeit und die tägliche Gleichgültigkeit der Menschen sind an der Tür der Göppinger Stadtkirche eindrücklich dargestellt – gestaltet und in Wachs modelliert wurde das Kunstwerk von 1990 bis 1998 von dem Göppinger Künstler Kurt E. Grabert.

Die **bronzene Tür der Stadtkirche** ist für Dekan Dieter Kunz eine „Predigt“, gerichtet an alle, die die Kirche betreten oder an ihr vorübergehen. Dass der Kirchengemeinderat beschlossen habe, mit einer zweckgebundenen Spende ein Kunstwerk außerhalb der Kirche zu finanzieren, sei die richtige Entscheidung gewesen, ist Kunz deshalb überzeugt. Die acht verschiedenen Bilder zeigen nicht nur Auszüge biblischer Geschichten, sondern greifen auch aktuelle gesellschaftliche Probleme auf: Anonymität und Ungerechtigkeit, Armut, Beziehungslosigkeit und den schonungslosen Umgang mit der Schöpfung. Themen, vor denen auch die Kirche die Augen nicht verschließen

kann, ist der evangelische Theologe überzeugt. Diakonie – tätige Nächstenliebe – und Kirche gehören für ihn deshalb zusammen.

Und daran wird Kunz nicht nur beim Besuch der Stadtkirche immer wieder erinnert: Rund um seine Bürotür hängen die sieben Bilder von der Galluspforte des Basler Münsters: Sie zeigen die „Werke der Barmherzigkeit“ – Hilfe für die Durstigen, die Fremden, die Nackten, für den Kranken, den Gefangenen und den Hungrigen. Themen, die auch Grabert in seinem Kunstwerk aufgegriffen hat. Und Bilder, die nach Meinung von Kunz auch beschreiben, welche Aufgabe Kirche und Diakonie übernehmen müssen: „Für die Menschen da zu sein, die am Rand der



Gesellschaft stehen, und ihnen eine Brücke zurück in die Mitte zu bauen.“ Diakonie heißt für Kunz nicht in erster Linie, Hilfsbedürftige und Arme finanziell zu unterstützen. „Wir müssen die Menschen befähigen, wieder selbst etwas tun zu können“, sagt er.

In Göppingen geschieht das auf ganz unterschiedliche Weise: Seit 13 Jahren gibt es in der Hohenstaufenstadt bereits eine Vesperkirche. Vor zehn Jahren kam aus einer Einrichtung für wohnungslose Menschen (Haus „Linde“) der Impuls zur Gründung der „Staufen Arbeits- und Beschäftigungsförderung gGmbH“, die inzwischen über 200 Männern und Frauen eine Beschäftigungsmöglichkeit und damit eine Perspektive bietet. Dieses Projekt wird gemeinsam von der evangelischen und katholischen Kirche und vom Paritätischen Wohlfahrtsverband getragen. Neben den unterschiedlichen diakonischen Beratungs- und Hilfeangeboten können Menschen mit wenig Geld außerdem in einem Diakonieladen günstig einkaufen.

Von Anfang an hat sich das Diakonische Werk und die evangelische Kirche in Göppingen

zudem für die Hilfe von Suchtkranken engagiert und unter anderem „Koala“, die „Kontakt- und Anlaufstelle für Drogengebraucher/-innen“ aufgebaut. Hier können Drogenabhängige ihre Nadeln tauschen und ihre Kleidung waschen, bekommen ein warmes Essen und Beratung. „Bei uns im Raum Göppingen gab es einige Drogentote“, erzählt Kunz. Die Mütter dieser Kinder hätten damals gefordert: „Da muss die Kirche was machen – und dann sind wir aktiv geworden.“

Aufgabe von Christen sei es, an ihren Mitmenschen die „Werke der Barmherzigkeit“ zu tun, so wie sie auch Christus getan habe, ist Kunz überzeugt. Auf der Tür der Stadtkirche taucht die Christusfigur nur als Ritzzeichnung hinter den dargestellten Szenen auf. „Damit werden die Brüche zwischen Anspruch und Wirklichkeit deutlich, mit denen sich Glaube und Kirche auseinandersetzen“, heißt es dazu in der Informationsbroschüre. Auf den Bildern ist einerseits ein reich gedeckter Tisch zu sehen, andererseits hungernde Menschen. Auf der einen Seite ein wohlhabender Geschäftsmann,

auf der anderen eine hilflose Fixerin. Und das von Grabert gestaltete Paradies ist verschmutzt von Wohlstandsmüll.

Eine Vielzahl einzelner kleiner Darstellungen umrahmt die unterschiedlichen Szenen. Sie zeigen Weltgeschichte, beginnend von Moses und dem brennenden Dornbusch über Johannes Brenz und Dietrich Bonhoeffer bis hin zum deutschen Michel. Außerdem hat der Göppinger Künstler die ausgestoßenen jüdischen Mitbürger abgebildet, Hände, die sich nach Hilfe ausstrecken, Prälaten, die nichts sehen, nichts hören und nichts sagen, Gefangene, Vertriebene, Tote als Folgen des Krieges. „Eine kühne Idee“, sagt Kunz. Als Verkündigung nicht nur innerhalb der Kirchenmauern, sondern auch nach außen solle das Kunstwerk die Menschen ansprechen und zum Schauen, Nachdenken und Handeln anregen.



Die Tür der Göppinger Stadtkirche zeigt Stationen aus dem Leben Jesu, thematisiert aber auch aktuelle gesellschaftliche Probleme. Eingeweiht wurde das Kunstwerk am 22. Februar 1998.